

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

265 (14.11.1931) Die Mußestunde

40 Kilowatt und eine Ammoniumsulfatmaschine eingebaut wurde, während die Röhre mit der fühlenden Salzsole nach außen ging, mit Hilfe von zwei kleinen Motoren, die die Ventile betätigten, wurde die Apparatur von einem Begleitfahrzeug ferngesteuert. Auf diesem befanden sich auch die Instrumente zur Fernableitung von Druck und Temperatur. Bei einer Probe in einer Seetiefe von 12 Meter arbeitete die Vorrichtung 140 bis 333 Stunden lang, und ergabte in dieser Zeit 4 Tonnen Eis. Nach diesen gelungenen Vorversuchen will man nun zur Anwendung bei der Schiffshebung schreiten.

Literatur

Wie an dieser Stelle besprochen und angelegentlich Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Die Wandlungen der Gottesvorstellung. Von Dr. Felix Schiff. Urantafreudener-Verlag, G.m.b.H., Jena. Mit 10 Abbildungen, broschiert 1,50 Mark, in Ganzleinen 2 Mark, Vorzugsausgabe 2,75 Mark. — Schiff's Buch stellt seit längerer Zeit wieder den ersten Versuch dar, den Weltanschauung des Gottesbildes durch eine marxistische Untersuchung zu klären. Die meisten religionswissenschaftlichen Forschungen über dieses Thema sind auf die vorgeschichtliche Zeit beschränkt und auch trotz allem reichen soziologischen Material ideengeschichtlich orientiert. Die Arbeit von Schiff enthält diesen Mangel nicht. Er betrachtet nicht die Idee Gottes an sich, sondern definiert gleich im Vorwort Gott als eine gesellschaftliche Bewusstseinsstufe. Grundsätzlich wird nachgewiesen, daß die Formen der menschlichen Gottesvorstellung den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechen. Im letzten Kapitel werden die verschiedenen neuen religiösen Strömungen geschildert, die im Weltkrieg und in der letzten kapitalistischen Weltkrise entstanden sind. Deutlich wird gesagt, daß es jetzt für die Mächte der Vergangenheit nicht mehr um einen Gottesbeweis geht, sondern um die Autorität der Kirche, daß Gott jetzt letzten Endes Gegenstand des politischen Kampfes geworden ist. Das Buch ist außerordentlich lebendig geschrieben und das Material so übersichtlich angeordnet, daß man sich bequem über jede gewünschte Epoche unterrichten kann. Nicht nur der Freireisende, auch der Segner, überhaupt alle sollten dieses Buch lesen, damit gesehen wird, daß das proletarische Freireisertum keineswegs, wie man so gern behauptet, in der Aufklärung oder im Naturalismus stecken geblieben ist, sondern sehr lebendig ist und durch den Marxismus erst die Möglichkeit erhalten hat, dieses Thema gründlich wissenschaftlich zu behandeln.

Westermanns Monatshefte. Schon wiederholt haben wir unsere Leser auf Westermanns Monatshefte aufmerksam gemacht und das Erscheinen der Novembernummer gibt uns hierzu wieder Veranlassung. Das Lesen einer solchen Monatshefte ist heute, da die Ausgaben für zukünftige Dinge eingeschränkt werden müssen, fast eine Notwendigkeit. Westermanns Monatshefte machen selber in dieser unruhigen Zeit sein, indem sie auf das Schöne und Wertvolle in der deutschen Kunst und Literatur hinweisen, den Glauben an unser Volk erhalten und stärken und durch wertvolle Aufsätze das Wissen erweitern. Diese Zeitschrift bringt die besten deutschen Romane, die interessantesten Reisebeschreibungen und eine Unmenge von Abhandlungen über alle Wissensgebiete. Die wertvollen Kunstbeilagen, die vielen ein- und zweifarbenen Bilder, die in die deutsche Kunst und auch für Unterhaltung ist in Westermanns Monatsheften durch die Kasselecke und durch die Rubrik „Kunstgespräch“ gefordert. Jedem Heft liegt eine Kasselecke bei. Gesammelt geben diese den wertvollen Westermanns-Monatsheft-Atlas. Wer Westermanns Monatshefte noch nicht kennt und sich persönlich ein Urteil bilden will, der verlange vom Verlag Georg Westermann in Braunschweig gegen Einsendung von 30 Pf. für Porto kostenlos ein früher erschienenen Probeheft.

Freida Rabel: Die Frau unserer Zeit. Jahresabrechnung. Preis 2,25 M. Der in Frauenkreisen besonders gut eingeführte und beliebte Jahresabrechnung „Die Frau unserer Zeit“ (Sofari-Verlag) ist jetzt im neuen Gewande erschienen und wird wieder seinen Lesern ein ganzes Jahr hindurch viel Anregung und Freude bereiten. Seine Zusammenstellung überwiegend die Samtungen Freida Rabel, die mit viel Sorgfalt und Sachkenntnis Bild- und Textmaterial so weitaus abstimmt, daß in dem Wert ein umfassendes Lebensbild fruchtbarsten reichen Frauenkreises der Jetztzeit zum Ausdruck gebracht wird. Porträts, Darstellungen aus den verschiedensten Arbeitsgebieten der Frau und Wiedergaben von bedeutenden Werken der bildenden Kunst, sie alle legen Zeugnis ab für den unermühten Fleiß und Aufgabentrost der Frau unserer Zeit. Einzelne Geschichte, orientierende Hinweise und Selbstbeobachtungen gewähren Einblick in das Innenleben und den Werdegang der einzelnen Persönlichkeiten. Großer Wert ist auch auf die graphische Ausstattung gelegt, so daß es als Wandkalender eine Aderse für jedes Haus bedeutet.

Die Arbeiter am Waldensee. Unter dem Titel „Die Arbeiter am Waldensee“ ist im Verlag des Deutschen Bauergewerksbundes ein Buch erschienen, das als eine literarisch überaus wertvolle Anerkennung gewährt werden muß. Josef Hamel, ein früherer Ziefbauarbeiter, erzählt in diesem Werte von dem Leben und Schaffen der Arbeiter bei der Errichtung des großen Waldensee-Kraftwerkes wie es eben nur ein Mensch zu tun vermag, der selbst in dieser Arbeitsumwelt als einer dieser „Arbeiter“ wirkte. — Was weiß die Welt im allgemeinen über das Leben, die Opfer und die Schicksale der Menschen die an solchen technischen Wunderwerken hantieren, wie es das Waldensee-Kraftwerk darstellt? — Der Verfasser war als Ziefbauarbeiter bei dem Bau des Kraftwerkes beschäftigt und hat dort als Vertrauensmann seiner Kollegen, als langjähriger Betriebsobmann und Gewerkschaftsfunktionär gewirkt. Das erklärt vor allem die Sorgfalt und die Gründlichkeit seines Wertes und das tiefe Verstehen der Menschen, mit denen er fünf Jahre lang arbeitete, lebte und für die Verbesserung ihrer Lebenshaltung gegen wirtschaftliche und politische Gegner kämpfte. Das Waldensee-Kraftwerk entstand in den politischen und wirtschaftlichen Stürmen und Drangsalen der daberischen Äraerregung und der Inflation, in einer Zeit, als Eink- und Rechtsradikale die damaligen Wirrnisse immer wieder auszunutzen versuchten, die hunderte der Waldensee-„Arbeiter“ für ihre politischen Geschäfte zu mißbrauchen. — Dadurch kommt das fesselnd und unterhaltsam geschriebene, mit Bildern ausgestattete Buch den Kämpfern in der Arbeiterbewegung besonders nahe. — Der Preis des 300 Seiten starken, in keinen gebundenen Buches beträgt für Gewerkschaftsmitglieder 3.— M., im Buchhandel 6.— M., zu beziehen ist es vom Verlag des Deutschen Bauergewerksbundes, Berlin SW 68, Friedrichstr. 5-6 oder von den Kreisverwaltungen des Bundes.

Kasselecke

Wilder-Käsele



Besuchsartenkäsele

Leo G. Bab

Trier

Welchen Beruf läßt der Inhaber obiger Besuchsartenkäsele an? Stelle die Buchstaben der Karte um!

Käseleauflösungen

Verwandlungsaufgabe: Föhne, Regen, Irene, Eifel, Delta, Reich, Insel, Chlor, Habel, Barel, Orfan, Kelle, Salat, Chile, Horst, Indra, Lampe, Baban, Edwin, Rauch, Gleich Friedrich von Schiller.

Einsatz-Käsele: Milde — Rabe — Mirabelle. Richtige Lösungen fanden ein: Julius Grimm, Friedrich Heppeler, Frau Anna Wimmer (sen.), Aug. Wimmer (sen.), Mathilde Basler, Karlsruhe; Ludwig Oberle, Würzburg; Frau Elisabeth Frank, Gernsbach.

Berliner Geschichten

Streng, aber gerecht

Unter dem Bogen des Stadthausbogens Friedrichstraße hat der Arbeitslose Max sein Quartier aufgeschlagen, um sich ankommenen Fremden als Dienstmann, Führer oder als sonstwas anzu-bieten.

Heute hatte er kein Glück: diese Fremden tragen ihre Koffer selbst und schlagen sich allein nach ihrem Ziele durch. Max ist schlechter Stimmung: „Reinendes Publikum will bei sein: Die sind ja lauter Fahrkartenschemelbrüder!“

Handel und Wandel

In ein Zigarrengeschäft im Osten kommt ein nichts weniger als begütert aussehender Mann und verlangt eine Schachtel Zündhölzer. Er bekommt, was er wünscht — Preis: vier Reichspfennige. Er betrachtet die gute Ware und meint:

„Die Oesterreicher je'm zu zehn Zigaretten mindestens ebensoviele Zündhölzer — da könnten Sie doch zu so viele Zündhölzer eine Zigarette je'm!“

Sonntagnachmittag

Sonntagnachmittag. Drangvoll fürchterliche Enge in „Bieffes Gartenetablisement“. Ein Ausbittsteller kommt, baut das Kaffeegeschirr vor sich auf, reißt das eine Tasse nicht ganz sauber ist, zückt in Ermangelung einer Serviette faltblütig sein Taschentuch und wischt die Tasse aus.

Mit sanftem Vorwurf faat ich: „Aber doch nicht mit dem Taschentuch...“

Darauf er, ebenso sanft und freundlich: „Det schäd't nicht, Herr. Det is sowieso nich mehr ganz reene!“

Die Mäden

Schulkes sind am Weckend mit Kind und Regel zur Wölkewanderung an den Wannsee aufgebrochen. Und haben sich am Samstag mittag dort häuslich bzw. zeitlich eingerichtet.

Es geht schon gegen Abend, da schrie Frau Schulke plötzlich auf: „Männer, ich hab ja das Hausmittel gegen Mädenfische verfaßten.“ Schulke arunst: „Schrei nicht so, die Mäden brauchen es ja nicht gleich alle zu wissen.“

Invoerfichtig

„Herr Lehmann, Sie sollten mehr darauf achten, daß Ihre Gardinen abends vorgezogen sind! Geshern zum Beispiel konnte ich sehen, wie Sie Ihre Frau küßten!“

„Da, ha, ha! Da habe ich aber die Lächer auf meiner Seite — geshern abend war ich gar nicht zu Hause!“

(Aus der Nummer 44 der Lustigen Blätter (Verlag Dr. Seltmann, Berlin SW 68). Das reichhaltige Heft ist für 50 Pf. überall erhältlich.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Wußbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

46. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 14. November 1931

Großartigkeit des Marxismus

Der Marxismus ist der bestgebaute Gedanke der Zeit. Weil er der großartigste Gedanke der Zeit ist. Er ist der revolutionärste Gedanke, der eine alte Welt aus den Angeln hebt. Und da zittern und weitem die, die die Größe der Stunde nicht zu erfassen vermögen.

„Alle bisherigen Geschichte ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“ Dieser Marxismus des kommunistischen Manifestes wird erst in seiner ganzen Größe verstanden, wenn er aus dem Rahmen heraus gelassen wird, in den Karl Marx ihn gestellt hat. Mit dieser Gesellschaftsform schließt die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab.“ Damit ist das wesentliche im Marxismus die Unterscheidung zwischen dem Heute und dem Morgen, die Unterscheidung zwischen dem Klassenkampf in der bisherigen Geschichte und dem Einheitsgedanken der Entwicklung in der neuen Zeit des Menschengehelechts.

Nur wenn Klassenzerissenheit ist, ist Klassenkampf nötig. Nur in der Welt der Wirtschaftsmacht einer Klasse steht die Kultur im Banne des Wirtschaftlichen. Die neue Zeit ist die Einheit zwischen Wirtschaft und Mensch. In ihr herrscht der sittliche Gedanke. Weil auch das wirtschaftliche Leben von einem sittlichen Gedanken getragen ist. Und das ist der ethische Sinn des in verklärterem marxistischen Kampfes, daß diese Welt der sittlichen Einheit wird.

Nicht Selbstweid ist Klassenkampf. Die Epoche des Klassenkampfes ist nur ein Uebergang. Ein Uebergang, den wir noch klar erfassen können, wenn wir Engels Stellung zu dieser Auffassung kennen.

Nach dem Tode von Marx setzte eine Zeit der Urgeschichtsforschung ein, an der sich auch Engels beteiligt hatte. Man stellte einen großen Gemeinlichkeitsgedanken in der menschlichen Urzeit fest. Und da meinte Engels, der fragliche das müsse nun nicht mehr lauten: alle bisherigen Geschichte, sondern alle „schriftlich überlieferte Geschichte“.

Wichtig war alles für alle vorhanden, aber als dann mit dem neuen Werkzeug die Möglichkeit wirtschaftlicher Macht aufkommen war, da begann die Zerreißung der Menschheit in Klassen. Bis heute in der furchtbarsten Ausbeutung durch allergrößte Wirtschaftsmacht die allerhöchste Zerrissenheit in Klassen zeigt.

Die geschriebene Geschichte ist die Geschichte der Arbeit. Aus dem primitivsten Wertzeug wurde die modernste Technik. Die geschichtliche Zeit hat damit ihre Aufgabe jetzt erfüllt. Das „Menschentum“ ist der letzte Ausklang der großen technischen Epoche, die die schriftlich überlieferte Geschichte darstellt. Durch die schlimmste Art der Zerreißung in Klassen heute zwingt sie aus sich heraus im Klassenkampf die neue Idee des Zusammenlebens. Die Urarmenschaft der Menschheit jetzt sich neu fort. Durch die Geschichte der Arbeit ist die Menschheit sittlich gewachsen. Und reiß zum neuen tiefsten Erlebnis des Gemeinlichkeitsglaubens.

Dr. Gustav Hoffmann.

Emile Verhaeren der Dichter der Arbeit

Emile Verhaeren, an den wir uns heute zur 15. Wiederkehr seines Todestages erinnern, wurde immer mit den französischen Symbolisten zusammen genannt. Die dieser Strömung begangen, haben nur die letzte Formung seiner Gedichte und die rückhaltlose Freiheit, mit der er die überlieferte Prosa überprang. Das ist aber auch alles, was symbolistisch an ihm ist. Sein waches Auge und tief empfundenen Herz für die raue Wirklichkeit des brandenden, unmittelbaren Lebens, das ihn umgab, drängten ihn ab von den Bahnen eines Gustave Kahn und Henri de Régnier — die in einem nicht immer wachechten Traum- und Gefühlsmittelalter schwebten — in die neue Welt der Arbeit, der Industriestädte, deren

Dome und Kathedralen im Wald der Fabrikschlote und Werkstätten untertauchen. Da singt Verhaeren das herbe Lied des modernen Lebens, beschwört sich am furchtbaren Tode der Maschinen, bekräftigt sich an der Größe menschlichen Erfindungs- und Beherrschergewalts und versenkt sich in die reiche Seele der Menschheit, deren Wiegenlied und Sterbeglocke das Rattern der Fabrik und das Seulen der Dampfströme ist. So wurde er einer der frühesten Sänger des Zeitalters der Technik, einer der ersten Warner und Rufer zum Kampf um die Erhaltung der Seele des Arbeiters und einer der genialsten Preisler der endlichen Herauskunft sozialer Freiheit und Humanität.

Seine Heimat im belgischen Maelbeek gab ihm den unerhöhten Befehrmert des nordischen Menschen mit; Erziehung und Studium am Jesuitenkolleg und Universität zeigten ihm die jagenderen Kräfte, die unfruchtbare Satttheit und den langamen Leerlauf der bürgerlichen Welt; Reisen nach Deutschland, England und Spanien brachten die nötige Weltweite- und -offenheit. — Nach 10 Jahren Bohemleben in Paris kommt dem 35jährigen plötzlich der entscheidende, innere Durchbruch: Der Amerikaner Walt Whitman, der Epistoler und Meister sozialer Lyrik, wird ihm Vorbild und Leitstern auf dem neuen Weg, den er jetzt beschreitet. Verhaeren folgt der neuen Berufung: er wird der Sänger und Streiter der enterbten und entwurzelten Menschheit. Mit feurigem Wort, mit Berjen, Schreien, voll revolutionärer Glut sucht er das überlaute Getriebe der Großstadt zu überönen und kämpft gegen den neuen Dämon, die Industrie, die den seßhaften Bauern vom ererbten Boden reißt und Leib und Seele in der Fabrik zugrunde richtet. Schwarz, grob und plump, wie sie die Natur geschaffen, malt er Land und Leute seiner blämischen Heimat. Des Dichters Menschen sind raue Naturbrutigen, stark aus jahrhundertlänger Schollenverwachsenheit, die zu naturhaft, zu gut dafür sind, in Rauch und Staub der Fabrik zu verschmachten. Bald sieht er aber auch die ander Seite: die unmaßhaltige Schönheit dieser arbeitslosen Welt.

Der Anblick Londons erfüllt ihn mit Grauen vor dem Treiben und Toben der modernen Fabrikgroßstadt. Die soziale Ungerechtigkeits, die ihm gerade dori auf Schritt und Tritt am augenfalligsten begegnet, treibt ihn zum Pessimismus ohne Grenzen. Er, selber krank an Leib und Seele, möchte der Art sein so viel geschlagener Wunden. Fast bis zum Wahnsinn treibt ihn Gedanke und Vision. Die Wucht und der breitausladende Schwung seiner Verse nimmt fräftig zu; die Idee proletarischen Kampfes um den humanitären Sozialismus beschwingt ihn wie eine neue Religion. Es entstehen die unvergleichlichen Dichtungen: „Der Schmied“, ein großes Werkkenntnis zum menschlichen Fortschritt, „La ville“, „Le Bazar“, „La Bourso“, die deaesternenden Großstadtmalerei, grandiose Anklagen und Verherrlichungen. Hier trifft er die Kernpunkte modernen Lebens, die Herzklammern des Ungetüms „Großstadt“, das wie ein unerlöschlicher Lampir täglich Menschenblut, Seelenblut, zur Sättigung verchlünat. —

Und wieder klingt in „Toutela Flandre“ das Lied seinem Vamenvolk. Wie heiß hat er es geliebt, das Volk, dessen hartes Schicksal es war, geshern noch den ergiebigen Acker zu bebauen und morgen schon schollenfremd und entwurzelt in das unarmherzige Räderwerk der Technik zu geraten! Aber die Hoffnung hat den Dichter nie ganz verlassen. In „Der Zukunft entgegen“ wendet er sich voll Zuversicht künftigen Tagen aläubig entgegen. Der Gesende geht hinaus in die Natur, die ihm nie reicher und gottähnlicher erschienen ist. In der Jugend pessimistischer Katholik, hatte er sich nun zu einem allumfassenden, freudebringenden Pantheismus durchgerungen. Er befinat eine Stunde solch innerer Vereinigung mit der Allnatur in einem seiner klangreichsten Gedichte „Die Freude“. Wir geben einige Strophen dieses Hochgesanges der Vermählung von Natur und Mensch in deutscher Originalübertragung:

„Was mich umgibt und was mich greift, ich bin in allen: Berlorene Pfade, dicker Regen, mächtige Eichenballen, klarer Bach von keinem Schatten blind — Ihr werdet ich, ihr seid mein Angebind.“

Mein Leben ewig sich in euch verliert,
Ich dichte, werde, was mein Traum genährt;
Die das Auge blenden im weiten Revier
Bäume schauernd in Gold mein Stolz seid ihr.
Mein Wille, gleich dem Knoten an dem Schafte,
Am Tag der Arbeit fest, er stählt meine Kraft.

Ihr streift meine Stirne, Rosen der Gärten Glut —
Von wahren Flammtenüssen brennt mein Blut;
Brand, Schönheit, Schauer, Wahnstimm, alles Liebe ich,
Bin trunken der Welt und ich verdopple mich
So sehr in alles, was gleißt und blendet,
Daß laut mein Herz sich im Rausch verchwendet."

Der Ausbruch des Weltkriegs bringt auch dem Dichter Verbaeren ein furchtbares Erwachen. Verbaeren, der Sänger und Vorkämpfer des humanitären Sozialismus, war im Herzensgrunde französischer Nationalist gebildet. Seine Liebe zu dem Volke, dessen Sprache er sprach, und dessen Freud und Leid ihm die Junge gelöst hatte, erwint die Oberhand. Er stellt sich nach Seelenkämpfen der bedrohten Heimat zur Verfügung. Aus dem Haß patriotischen Risikages, den das Erlebnis des schrecklichsten aller Kriege auslöste, ragen weit seine Verse „Die roten Flügel des Kriess" (1916) hervor und erzwingen auch von uns Dulkigen ihrer hohen künstlerischen Artung wegen billigerweise Verständnis und Lob. Namenlos ist der Jammer und die Verzweiflung des Dichters über die Verwüstung seiner geliebten Heimat, die er nie anders geliebt hat, als ein treuer Gärtner seinen schönsten Garten. . . Und bald nach der Herausgabe dieser Dichtung wird Verbaeren der Mensch, dieser Dichter, der die Größe und das Eben des Menschenseins alters so früh und tief begriff, von einem ebenso tragischen wie ironischen Tod ereilt. Auch von ihm forberte der Kampir, die Maschine, das Opfer. Auf einem Bahnhof Nordfrankreichs erfaßte ihn eine Lokomotive und schleifte ihn zu Tode. (Stefan Zweig hat eine Auswahl seiner Verse verdeutlicht.) Dr. S. W.

Ein Robinson der Arktis

Von D. W. Gillingham.

In seinem Buche „Durch die amerikanische Arktis" schreibt der berühmte dänische Polar- und Eskimoforscher Knud Rasmussen: „Nicht weniger als 40 Schiffe haben am Kampfe um die Nordwest-Passage den Seeweg um Nordamerika herum vom Atlantischen zum Stillen Ozean" teilgenommen. Roald Amundsen durchschiffte sie als erster mit seiner kleinen Gjøa, und als zweiter folgte ihm Peter Norberg mit seiner Kuschale von Fahrzeugen, die kaum überhaupt als Schiff bezeichnet werden könnten, und die zu Spazierfahrten im ruhigen Meere gebaut worden war."

Nach einem halben Jahrhundert seines Lebens in der weissen Einsamkeit der Arktis kam Peter Norberg, den die Eskimos „Baia Galua" oder „Peter den Großen" nennen, der sich ein kleines Vermögen durch die Weisheitsjagd in der Arktis erworben und zusammen mit Knud Rasmussen das entlegene König-Wilhelms-Land erforscht hat, kürzlich nach New York, und nach den spärlichen Erzählungen des alten Mannes ist man imstande, in großen Zügen das Bild eines abenteuerreichen Lebens aufzuzeichnen, das in unserer Zeit wie ein Roman von Jack London, farbenbunt und romantisch, erscheint.

Es ist ein langer Weg von Schweden bis in die amerikanische Arktis und vom Handel mit Toilettenseife bis zur Erkämpfung der Nordwest-Passage in einer Kuschale. Und doch ist das der Weg Peter Norbergs, der als Knabe, um seine hungerleidenden Angehörigen zu erhalten, in seinem schwedischen Heimatstädtchen Harjansand von Tär zu Tär Seite anbot. Mit fünfzehn Jahren wurde er Schiffsjunge, besterzte überall dort, wo ihn ein fremder Hafen besaß, frohste von Stadt zu Stadt, bis ihn wieder die Not zwang, sich auf einem Schiff heuern zu lassen. Er war in Südafrika, als er von den Goldfunden in Klondike hörte, und es dauerte nicht lange, da befand er sich in der Goldgräberstadt Dawson. Es war seine letzte lange Reise. Der Norden befiel ihn nun für sein ganzes übriges Leben. Er steckte Claims ab, arbeitete in Goldminen und gewann und verlor viele Tausende an den Spielstätten der Goldgräberfiedlungen. Dann wurde er Trapper in den nördlicheren Gebieten des Kräbenflusses. Er lebte allein wie Robinson Crusoe, mit einer Kolonie von Wibern als einzigen Nachbarn, baute seinen eigenen Tabak und bekleidete sich mit den Fellern der von ihm erlegten Tiere. Schließlich schloß er sich dem Stamme der Loucheux-Indianer an und nahm eines der hübschesten Mädchen dieses Stammes zur Frau. Seine Hochzeitsreise bestand aus einer mit den Indianern unternommenen Jagdexpedition in die „Weißen Berge", um die große Renntierherde aufzufuchen, die jeden Herbst südwärts wandelt.

„Der Stamm litt Hunger, und Fleisch mußte gefunden werden," erzählte mir Norberg. In einer langen Reihe stiegen wir, etwa

70 an der Zahl, bergan, während die Frauen, welche die Sätze und Decken trugen, mit den Hunden folgten. Nach drei Tagen wurden wir der ersten Einzelgänger der Herde gewahrt. Ich erlegte das erste Tier, aber nach den Sitten der Loucheux-Indianer muß ein Bräutigam seine erste Jagdbeute dem ältesten Manne abgeben, und so blieb ich hungrig. In der Nacht hörten wir Wölfe heulen und wußten nun, daß die Herde nicht mehr sehr weit entfernt sein könnte. Beim Morgengrauen brachen wir auf und nach kurzem Marsche erreichten wir ein Plateau, auf dem einer der wunderbarsten Anblicke meines Lebens erwartete. Unter uns im Talessel grauten viele Tausende von Renntieren. So weit das Auge reichte, nichts als Renntiere! Nicht ein Laut drang zu uns empör. Es war ein ungeheures Gemähe. Mäßig hielten die Indianer ein wildes Geschrei aus, und die Gewehre über ihren Köpfen haltend, führten sie ins Tal hinab. Als wir die Flanke der Herde erreichten, trachten die ersten Schüsse, und wilde Panik bemächtigte sich der Herde. Es war ein blutiger Krieg: Die Renntiere stürzten im Laufe nieder, und die Kälber schrien jämmerlich nach ihren Müttern. In zehn Minuten deckten Hunderte von Renntierkörpern die Wälder."

Norberg und seine Frau blieben einen Monat mit den Indianern in den Bergen. In der Hütte, die er im folgenden Winter an den Ufern des Kräbenflusses erbaute — achtzig Meilen von der nächsten menschlichen Behausung entfernt, — lebte ihm seine indianische Frau eine Tochter. Die Wölfe des Mutter gaben dem Kinde keine Nahrung, und Norberg mußte die kleine Aneke lässelweise mit kondensierter Milch ernähren, der er, als die Milch zu Ende ging, Maismehl und Wasser hinzufügte. Als Aneke fünf Jahre alt war, wurde ihr ein Bruder, Sohann, geboren.

Die Armut des Landes und ein Winter der Hungersnot zwangen Peter Norberg zu neuer Wanderung. Er wollte reichere Jagdgründe entdecken. Seine Kinder schickte er in die Missionsschule am Großen Slavensee, während seine Frau zu ihren Stammesgenossen zurückkehrte. Er hat sie nie wiedergesehen. Ein Jahr später erreichte ihn die Nachricht, daß sie in der Gegend des Kräbenflusses ertrunken war.

In den folgenden Jahren durchwanderte Peter Norberg auch die entlegensten Gebiete der westlichen Arktis. Abenteuer folgte auf Abenteuer und trug ihm eine Reihe von Ehrentiteln wie „Der verrückte Schwede" oder „Peter der Große" ein. Die Hudsons Bay Company beauftragte ihn, eine Reihe von Stationen östlich von Bernard Harbour anzulegen. Mit seinem ersten Schoner erlitt er Schiffbruch, aber mit dem nächsten führte er seine Aufgabe durch.

Erst sieben Jahre später besuchte er seine Kinder, die ihn kaum erkannten. Dann kehrte er wieder in die Arktis zurück. Zwei Jahre lang hörte man nichts von ihm, und der Westen gab ihn verloren. Dann kamen eines Tages Nachrichten, daß er gesehen worden wäre und sich auf dem Wege nach Alaska auf einem Hundeschiffen befände. Er hatte sich auf einer Forschungsfahrt nach König-Wilhelms-Land, der Insel zwischen der Südspitze von Victoria-Insel und der Boothia-Halbinsel, befunden. Dort, unter den primitiven Eskimos, von denen die meisten nie zuvor ein Schiff gesehen hatten, geschweige denn einen weißen Mann, hatte er eine Station gegründet: die dritte der Hudsons Bay Company in diesem Gebiete.

Auf der Fahrt nach König-Wilhelms-Land war der erste weiße Mann, den er erblickte, jemand, mit einem roten Knebelbart und bekleidet mit Hosen aus Eisbärfell, der im übrigen wie ein in die Arktis verpflanzter Bauer aussah. Es war niemand anders als der berühmte dänische Forscher Knud Rasmussen, der sich auf seiner fünften Thule-Expedition befand. Rasmussen und Norberg verbrachten einen ganzen Sommer zusammen und entdeckten dabei manche Ueberreste der unglücklichen Nordexpedition des Sir John Franklin.

Als Norberg nach Alaska kam, ließ er seine Kinder holen und nahm sie diesmal auf seine neue Fahrt mit. Er kaufte einen Sikschoner, die „Dagut", und ein leichtes Fahrzeug, den „See-Löwe", um seine Vorräte nach Bernard Harbour an der Westseite des Cornation-Golfes zu bringen, wo er sich ein Haus bauen und einen Hafen errichten wollten als Hauptquartier seiner Unternehmungen. Aber sie erreichten nie ihren Bestimmungsort, denn der „See-Löwe" erlitt in einer stürmischen Nacht Schiffbruch, während die „Dagut" vom Eise eingeschlossen wurde. So bauten sie sich auf dem Eis eine Hütte und verlebten dort wie die Familie des schweizerischen Robinson Crusoe den Winter. Sie hielten, lezten Ballen aus und fanden zwei gefrorene Walfisch-Kabauer, die etwa zwanzig Jahre oder noch älter waren. Diese dienten ihnen als willkommenen Nahrung für ihre Hunde. Als es die Eisverhältnisse gestatteten, machten sie sich auf dem nächsten Rückweg nach der Hudsons Bay Station bei Bernard Harbor. Dort heiratete bald darauf seine Tochter, und Norberg begab sich in die Wälder von Victoria-Insel.

Nach einem halben Jahrhundert der Abenteuer im hohen Norden weilt er nun wieder in Gegendern, wo kein Polarlicht leuchtet. Ein Robinson Crusoe ist zurückgekehrt.

Denunzation

Von Paul Ginzst

„Der Herr legt mich tatsächlich vor die Tür?"

„Ja."

„Ist dies das letzte Wort? . . . Der Herr wird es bereuen."

„Was wollen Sie damit sagen, Kerl?"

Der Diener, den Herr de Bariganau jedoch aus seinem Dienst entlassen hatte, blickte dem Gebieter frech ins Gesicht und ein spöttisches Lächeln zeichnete sich in seinem Mundwinkel.

„Der Herr", nahm er wieder das Wort, „leibt dem geringsten Fehler seiner Untergebenen sehr viel Aufmerksamkeit, achtet dabei aber nicht auf viel ernstere Dinge, die sich in seinem Hause zugetragen."

„Was bedeutet dieses Geschwätz?"

Der Kammerdiener Etienne behielt die arrogante Haltung bei, während seine Hände zornig die Lehne eines Stuhls umklammerten. „Man weiß, was man weiß." — „Und das wissen Sie, wenn ich fragen darf?" wendete sich Herr de Bariganau, ein wenig nervös geworden, dem Diener zu. „Oh! Nach allem, da ich das Haus ja doch verlassen mußte. . . wenn der Herr die anädige Frau überwaschen wollte, würde er gewiß nicht so streng mit seinen Domeffiten zu Gericht gehen."

Herr de Bariganau fuhr bestig auf, bemerkte sich jedoch im Augenblick und war langsam wieder im vollen Besitz seiner Ruhe. „Erklären Sie sich, bitte!" sagte er.

„Auch das wird schnell getan sein. . . Und ich sage es nicht, weil ich ärgerlich bin, sondern nur deshalb, weil der Zufall es so fügt. . . Es wird dem Herrn jedenfalls eine Warnung sein, einen eifrigen Diener wegen einer kleinen Nachlässigkeit davonzujaagen. . . Während der Herr sich in seinem Arbeitskabinett in seine Bücher verläßt, empfängt die anädige Frau Besuch drüben in ihren Zimmern im andern Schloßflügel. . ."

Herr de Bariganau hatte sich meistens in der Gewalt und äußerte nicht das geringste Zeichen von Uebertrafsung.

„Und es ist ihr ganz gleichgültig", fuhr der Diener brutal fort, „daß ich erst eben vor kaum einer Viertelstunde Herrn de Bernailles wieder zu ihr gehen sah. Da dieser Herr sich gewöhnlich sehr lange bei ihr aufhalten pflegt, so kann man sich sehr leicht überzeugen, daß ich die Wahrheit spreche. Der Herr wird zugeben müssen, daß die Tatsache, eine Anordnung vergessen zu haben, weniger ernst ist, als das, was ich die Ehre habe, dem Herrn zu unterbreiten."

„Etienne", sagte Herr de Bariganau, „Sie sind ein Glender!"

„Der Herr soll ruhig die Meinung von mir haben. Man hätte mich eben nicht beschiden sollen. Aber ich will sterben, wenn ich gelogen habe!"

Herr de Bariganau schweig einen Augenblick. Der Diener triumphierte heimlich und erwartete einen Wutausbruch, zum mindesten indignierte Proteste, die er sofort hinfällig machen wollte.

Ah! Es war keine große Sache, ein Gelehrter zu sein, die Rolle immerfort in allen Scharten verleiht zu haben! So etwas schärft nicht den Blick für Dinge, die zwei Schritte entfernt vor sich gehen. Indessen ließ Herr de Bariganau nichts von seiner Herzensangst merken, die ihn plötzlich befallen hatte, und suchte nur die Achseln.

„Ich müßte Ihnen eigentlich", sagte er, „für Ihre Unverschämtheit meinen Stolz auf dem Rücken zerbrechen; aber man soll Verleumdungen nie tootiel Zeit lassen, sich auszudehnen. Auf die Gefahr hin, mich zu erniedrigen, will ich Ihnen den Beweis zu liefern, daß Sie, Schuft, eine nutzlose Infamie beanagen haben. Frau de Bariganau steht viel zu hoch, als daß sie durch solche Nachreden beschimpft werden könnte. Da Sie jedoch die Niedertracht beanagen haben, sie anzulagen, unterbrüde ich meine Gefühle des Abscheues Ihnen gegenüber und werde Sie zwingen, anzuerkennen, daß Sie eine unantastbare Frau auf die gemeinste Weise beleidigt haben."

„Das wollen wir sehen!" sagte Etienne zwischen zusammengereisten Zähnen, verwirrt durch die Aufnahme, die seine Angeberei erfuhr.

„Wir werden es sofort sehen!"

Der Diener war einen Moment unruhig. Er begriff, daß er ein wenig zu voreilig gewesen war. Herr de Bariganau steckte gewöhnlich tief in seiner Arbeit, die ihm viel Freude bereitete, aber er war ein Mann, dessen Bornesausbüche fürchterlich sein konnten.

„Der Herr wird mir verzeihen", warf Etienne nur ein, „aber ich stand unter dem Einfluß meines Verrers, ich habe wohl doch zuviel gesagt."

„Nein, es ist zu spät, um Ihre Worte abzuleugnen. . . Wir werden jetzt die Sache gemeinsam unteruchen. Sie müssen von Ihrer feigen Handlung überzeugt werden. Weder der eine, noch der andere kann nun noch zurück. Es soll auch nicht der Schatten eines Grundes für Ihre Lügen bestehen bleiben."

„Auch, gut!" rief Etienne aufgebracht. „Ich war sehr dumm, Gewissensbisse zu haben. Herr de Bernailles befindet sich bei Ihrer Frau, ich wiederhole es. Ich habe ihn genau erkannt, während er

in ihr Zimmer lag." Ein wenig bleich, aber entschlossen, durchsuchte Herr de Bariganau eine Schublade seines Schreibtisches und zog einen Bund Schlüssel hervor, welche alle Räume des Schlosses öffneten. Ein kleines Eisenbüchlein bezeichnete ihre Bestimmung.

„Folgen Sie mir!"

Er durchschritt die lange Galerie, welche zu dem Flügel führte, der für Frau de Bariganau reserviert wurde, als man diesen alten Herrenhof hoch oben auf einem Felsen, an dessen Fuße ein tiefer Fluß vorüberbrauschte, in seinem Innern modernisierte.

Man merkte ihm nicht das geringste Böern an, noch irgendwelche Unruhe. Vor dem Eingange des Zimmers, wo nach dem Zeugnis Etiennes Herr de Bernailles eingetreten war, machte er halt und wandte sich dem Diener zu: „Sie wissen, daß dieser Raum keine Verbindung mit einem andern hat und nur diese eine Tür besitzt?" — „Ja". — „Ich habe nicht das Recht, Sie bei Frau de Bariganau eintreten zu lassen, ohne daß sie ihre Einwilligung dazu gibt. Sie werden hier bleiben, ohne sich von der Stelle zu rühren. Ich will nur fragen, ob meine Frau gekatet, daß Sie hereinkommen. Sie nehmen wohl nicht an, ich sei ein Herrenmeister und verfüge über Mittel, inzwischen geheime Warnung hierbereinzubringen zu haben?" — „Nein". — „Gut!"

Herr de Bariganau steckte den Schlüssel ins Schloß, drang in das Zimmer ein und ließ die Tür hinter sich zufallen. Etienne hatte nicht gelogen. Ein Mann war bei Frau de Bariganau. Ueber die Art ihrer Unterhaltung war kein Doppelsinn möglich. Herr de Bernailles, verwirrt, erschien weniger erschreckt als von der Unsitlichkeit der Situation in Verlegenheit. Frau de Bariganau verbergte das Gesicht zwischen den Spitzen ihres Bettes. Ihr Gatte legte den Finger auf seine Lippen. „In einer Minute", sagte er, „wird man dieses Zimmer betreten. Es ist wichtig, mein Herr, daß Sie die Ehre der Dame retten."

„Sehr leise öffnete er ein Fenster, das auf einen richtigen Abgrund hinausging. „Ich sehe für Sie, mein Herr, kein anderes Mittel, sich zurückzuziehen, als auf diesem Wege. Wie ärgerlich, daß er ein wenig gefährlich ist!"

„Ich bin in Ihrer Hand", sagte Herr de Bernailles, „aber gestatten Sie mir, daß ich mir wenigstens die Zeit nehme, mich anzukleiden."

„Gerade das würde ein Fehler sein!" Er bemächtigte sich der Kleidungsstücke des Liebhabers und warf sie durch das Fenster.

„Nun, mein Herr", fuhr er fort, „wenn Ihnen noch ein Rest von Mut geblieben ist, so springen Sie Ihren Sachen nach. Nur bitte kein Geräusch!" Die Lächerlichkeit, sich vor Herr de Bariganau im Negligé zu befinden, war dem unglücklichen Mann vielleicht peinvoller als der hevalereske Gedanke an die Rettung seiner Geliebten. Wie ein Verurteilter schritt er auf das Fenster zu, schloß die Augen, schwang sich über die Brüstung und verschwand.

„Ich glaube wohl, daß er nicht lebend davongekommen ist", sagte kalt Herr de Bariganau. „Jetzt, anädige Frau, spielen Sie Ihre Rolle gut, ich bitte Sie darum!"

Vorsichtig schloß er wieder das Fenster, wandte sich der Tür zu, öffnete sie und packte Etienne beim Kollkragen. Dieser hatte mit Aufmerksamkeit an der massiven Tür zu horchen versucht, aber nichts bemerkt, was seinen Argwohn erregt haben könnte.

„Treten Sie ein, Etienne, und durchsuchen Sie das Zimmer. Ich verlange es. Gnädige Frau, Sie verübeln mir nicht die Treue, die ich mir wegen dieses Verhüchens gestatte. Jedoch es muß sein!"

„Aber hier ist ein Wunder geschehen", murmelte Etienne.

„Das Wunder, du Schurke, ist meine Langmut. Erkennst du jetzt die Hinfälligkeit deiner Beschuldigung?"

„Es ist unerhört, ich war doch ganz sicher. . ."

„Auf die Knie, Glender, und bitte Frau de Bariganau um Verzeihung. Erlebe Ihre Verzeihung für deine nichtswürdige Verleumdung."

„Ich bitte die gnädige Frau um Gnade", sagte Etienne niedergeschmettert, „ich sag, als ich Sie anlagte!"

Herr de Bariganau führte ihn aus dem Zimmer und verabschiedete ihn mit einer verächtlichen Geste. Er selbst begab sich in sein Arbeitskabinett, schloß sich darin ein, ließ sich — am Ende seiner Energie — in einen Fauteuil fallen, und er, der starke Mann, weinte sanft und bitterlich.

(Autorisierte Uebersetzung von Margarete Michalowitz.)

Welt und Wissen

Eispflaster auf gejunlene Schiffe. Bemerkenswerte Versuche mit einer neuen Methode, das Led gejunlener Schiffe zu verstopfen, wurden vor kurzem im Züricher See gemacht. Gejunlene Schiffe werden, wie man weiß, dadurch gehoben, daß man das Led verstopft und dann das Wasser auspumpt. In die geichloffenen Kammern wird Luft geodret und so das Schiff zum Steigen gebracht. Als undurchlässiges Pflaster für das Led sollte Eis dienen, das unter dem Wasser an Ort und Stelle erzeugt wurde. Dazu dient eine große, wasserdichte Blechtrömmel, in die ein Elektromotor von